

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 60.

Samstag, 12. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(9. Fortsetzung.)

Roman von G. Fischer-Martgraff.

(Nachdruck verboten.)

Der Nefse biß sich auf die Lippen und wollte augenblicklich scharf erwidern, da warf die Mutter, die sich endlich für ihr Spiel entschieden hatte und nun auf das Ausspielen fieberte, „Konz“ dazwischen, nichts als „Konz.“

Der junge Baron schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es krachte: „Richtig! Konz mit der Quetschkommode — Konz!“

Und nun drängte die Jugend wieder ins Nebenzimmer, und von dorthier scholl ein Rücken und Schieben, wie wenn Möbelstücke beiseite geschoben würden.

„Quetschkommode?“ machte Fräulein von Massenbach, die am Anspielen war, fragend und hielt die Hand mit dem ersten Blatt grazids in der Schwebel, „ist Konz musikalisch?“

„Ein wenig. Er ist der einzige, der in eure Familie kommt“, erwiderte die Hausfrau, „die anderen sind genau so musikalisch und dabei so unmusikalisch wie ich. Aber so spiel doch aus.“

„Und was ist Quetschkommode?“ fragte Mechthildis mit Nachdruck und blickte der Schwägerin voll ins Gesicht.

„Du wirst sie gleich hören“, lachte diese jetzt über das ganze Gesicht, nahm der Schwägerin die auspielende Karte aus der Hand und legte sie offen auf den Tisch, „erkläre, aber wenn wir so fortfahren, komme ich um mein Spiel.“

In diesem Augenblick erhoben sich im Nebenzimmer die Klänge einer Harmonika, die mit kräftigem Schwung und scharfem Rhythmus die „schöne, blaue Donau“ zu Gehör brachte, dazu ein Schleifen und Treten wie von flüchtigen, tanzenden Füßen.

„Der Junge spielt wie ein Alter“, sagte der Amtsrat Tribonius, der sich allerdings seiner musikalischen Kenntnisse wegen nicht zum Hoftheaterintendanten geeignet hätte, summierte die flüchtige Melodie mit und wiegte, während er seine Karten ordnete, den starken Oberkörper im Takt dazu.

Fräulein von Massenbach sah wie erstarrt. Sie fühlte, wie feuchte Perlen auf ihre Stirn zu treten begannen. Als das letzte Blatt ausgespielt war, erhob sie sich mühsam.

„Nun?“ fragte ihr Bruder, der das Einschleusen des schäumenden Münchners eigenhändig besorgte, und streifte an ihr vorüber.

Sie schüttelte nur abwehrend den blonden Kopf und trat in die Tür des Nebenzimmers.

Da sah Konz hoch auf der Platte des zur Seite gerückten Tisches und handhabte, sich wiegend und biegend, wie er es seinem Freunde, dem Pferdeknecht Piepenhagen, abgesehen hatte, eine sogenannte Konzertina.

Er sah nicht rechts noch links, sondern hatte sich ganz in seine „Kunst“ versenkt.

Die jungen Deutschen tanzten mit der Hingabe, wie es eben nur die Jugend vermag.

Da trat eine mittelgroße Gestalt zwischen Mechthildis und das Licht der elektrischen Lampe inmitten des Zimmers, sie sah einen schnurgeraden Scheitel sich in starkem Schwunge vor ihr bis fast zur Erde neigen, hörte ein paar gemurmelte Worte: „Wenn gnädiges Fräulein gestatten möchten...“

Sie vermochte kaum leise wie ein Hauch etwas zu erwidern und „daß sie überhaupt nie tanzte“, so übernahm sie die Erregung über die „Freiheit“ dieses Menschen,

dieses „Schullehrers“, der da glaubte, sie, Mechthildis von Massenbach, sei unter die Tür getreten, etwa um eine Kindertorheit, wie das Tanzen im kleinen Kreise, noch dazu nach den Klängen einer Harmonika, mitzumachen.

Weinade hätte sie laut aufgelacht, wenn es ihr nicht so bitter ernst gewesen wäre. Sie fühlte, wie es ihr dumpf und schwer in den Schläfen zu ziehen begann über all das Unglaubliche, das die wenigen Stunden in dem Hause des Bruders an sie herangespült hatten.

Ihre Lippen begannen zu zittern, ein feines, nervöses Kältegefühl kroch ihr bis in die Brust herauf, als sie sich langsam, schwerfällig in das Zimmer zurückwandte.

Da hörte sie neben sich distret ein Glas auf die Platte des Tisches aufstoßen, ein scherzhaftes „Kellnär — Wirtschaft!“

Das war der Amtsrat, dieser — Bauer.

Und dann der Oberst, der ihm half: „Aber Kellnär, wie lange sollen wir denn dursten?“

Er hielt dem Hausherrn sein geleertes Trinkglas entgegen.

Der Freiherr, eine Serviette im Scherz über den Arm geschlagen, war bereits zur Stelle: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs“, sagte er und schenkte ein.

Mechthildis hatte genug, übergenug.

Das Taschentuch an die Lippen gepreßt, als befürchte sie Uebelkeit, stand sie neben der Hausfrau und berührte leicht deren Schulter: „Du gestattest, daß ich mich beurlaube...“ Sie drückte die Frau, die sich, bestürzt über den kläglichen Ton, erheben wollte, mit zarter Hand wieder auf den Sitz nieder. „Ich bitte, kein Aufstand, Adalgunde. Empfehle mich deinen Gästen — sage, ich sei ermüdet. Gute Nacht, Herr Pastor, gute Nacht, Frau Pastorin“, und recht eilig schwebenden Ganges war sie, noch ehe die Schwägerin sie hindern oder nur antworten konnte, zur Tür hinaus.

Sie hatte kaum die erste Treppenstufe erreicht, da hörte sie Türengöhen, einen schnellen, starken Tritt hinter sich, und die Gestalt des Nefsen erschien in ihrem Gesichtskreis.

„Ich höre, du willst uns verlassen, liebe Tante“, sagte er ehrerbietig, und mit dem vollendeten Anstand eines Mannes von Welt an ihre Seite tretend, bemächtigte er sich ihres Armes, den er sorgsam in den seinen bettete.

„Du gestattest, daß ich dich auf dein Zimmer führe?“

Sie blickte schen zu ihm auf, wagte aber nicht, zu widersprechen, aber in ihr gärte es, alles, was sie in den letzten Stunden erlebt, alles, woran sie sich gestoßen, es drängte unweigerlich zur Aussprache. Der Nefse hatte, zurücktretend, die Tür ihres Zimmers für sie geöffnet und die Kerze auf dem Nachtleuchter entzündet.

„Wünschst du noch etwas, liebe Tante? Soll ich vielleicht dem Mädchen klingeln?“

Es war nicht mehr der herzliche, ehrerbietige Ton, mit dem er sie bei ihrer Ankunft empfangen hatte; etwas Frostiges war in dem Klang seiner Stimme, so als ob ein kalter Maiwind unversehens alles Blühende im Dahinstreifen abgetötet.

Mechthildis stand in dem Lichtkreis der Kerze, blaß, mit zuckendem Gesicht, und in dem Herzen des jungen Mannes

wollte etwas wie Mitleid emporkwallen mit dem zarten, weltabgewandten Weibchen, das sich selbst grausam alles dessen beraubte, was das Leben lebenswerter machte, das im verkümmerten Dünkel eine einsame Straße wandelte hoch über der anderen Menschheit in einer kalten, klaren Luft, bei der es einem stür.

Er öffnete gerade den Mund, um ihr unter dem Eindruck dieses Empfindens einen freundlichen Gutenachtsgruß so recht aus dem Herzen heraus zu sagen, da war sie, die verschlungenen Hände gegen ihn ausgereckt, vor ihr hingetreten.

„James, lieber Neffe, sage doch mal — dieser Mensch, der Doktor, was für eine Rolle spielt er bei euch? Wie können deine Eltern . . .“

Sie verstummte erschrocken.

Der junge Baron hatte ihre Hand ergriffen und berührte diese flüchtig mit den Lippen.

„Du verzeihst, Tante“, sagte er scharf und bestimmt, „ich meine, wenn jemand als Gast in einer Häuslichkeit weilt, muß er es nehmen, wie es geboten wird. Wenn meine Eltern dem jungen Mann eine vertrautere Stellung zum Hause anwiesen, so liegt das in dem Zug der Zeit, und sie werden wissen, warum. Im übrigen, denke ich, sind sie beide zu alt und haben ihren Platz im Leben zu redlich ausgefüllt, um immerfort erzogen zu werden. Entschuldige, daß ich so zu dir zu sprechen wage, aber es mußte einmal heraus, ich würde sonst daran ersanden.“

Er klappte die Absätze zusammen, machte ihr eine Verbeugung, als stände er auf dem Parkett des Hofes, und war verschwunden, noch ehe die Tante sich den Sinn seiner Worte richtig überdenken konnte.

Da lauerte sie nun auf dem Rand ihres Bettes, auf das sie sich halb besinnungslos vor Schreck und Entrüstung niedergelassen hatte, von dem warmen Licht der Kerze rötlich überstrahlt, und wünschte zu Hause zu sein in ihren heimlichen vier Wänden, allein mit ihren kostbaren, gepflegten Möbeln und der alten, mürrischen Dienerin, die nur sprechen durfte, wenn sie gefragt wurde. Wie eine stille, grüne Dase erschien ihrer Sehnsucht die kleine Wohnung mitten in dem Toben und Hasten der Großstadt, um die das Leben herumbrandete, weil es nicht an sie heran konnte.

Und plötzlich schlang sie die Hände fester ineinander, und zwei schwere Tränen rannen ihr über die erblaßte Wange. „Lieber Gott, was wollten sie denn von ihr? Sie hatte es doch nur gut gemeint!“

4. Kapitel.

Da stand Mechthildis von Massenbach nun vor dem Spiegel des weiß überhangenen Toiletentischchens, beugte den feinen Kopf nach rechts und links und bewegte ihn dann wieder mit einem leisen, fast unhörbaren Seufzer ein paar mal wie prüfend auf und nieder, als wären die silbrig schimmernden, üppigen Haarmassen, die in einem modernen Bausch am Hinterkopf aufgetürmt waren, eine kaum fortzubewegende Last.

Und dann blickte sie wieder in den Spiegel, blinzeln, daß die langen, gebogenen Wimpern die grauen Augensterne halb verbedeten, tastete nach der goldgefaßten Brille, zog die Hand wiederum zurück und sah dann eine ganze Weile, die feinen Finger auf dem hellgrauen Stoff des Kleides ineinander ruhend und sah ernsthaft, wie in tiefem Nachdenken, vor sich hin.

Nach geraumer Weile erhob sie sich und ging langsam wie eine Schlafwandelnde durch das Zimmer, blieb vor dem in den weißlackierten Kleiderschrank eingelassenen Spiegel stehen, drehte die schlanke Gestalt in dem sackartigen Gewand von feinstem Wollstoff, wie begutachtend, hin und her und seufzte dann wieder. Verharnte einen Augenblick, die blonden Brauen grübelnd zusammengezogen, auf einem Fleck und begann dann, nachdem sie hastig zu der Kommode zwischen den Fenstern hinübergeschritten war, einen der Schübe nach dem anderen aufzuziehen und unter den mit peinlichster Ordnungsliebe aufgespeicherten Gegenständen zu suchen.

„Hier ist es nicht. — Aber ich hatte doch . . . Ach — ja!“

Sie schloß die unterste Schatulle, vor der sie knieend gehockt, mit schnellem Ruck und öffnete den altmodischen Suchtenkoffer an der Drübenwand.

„Da . . .“
Mit schnellem Aufatmen, einen beinahe triumphierenden Schein in den hellen Augen, hob sie ein wunderfeines Fichu aus Dufchessestippen aus dem Koffereinsatz, dem nach einigen Suchen ein Schärpenband, weißschwarzen, mit römischen Streifen gemustert, folgte.

„So, da war es. Eine glückliche Zufallsfindung, die ihr zuraunte, diese Sachen, Erbstücke ihrer verstorbenen Mutter, die sie dennoch nie zu tragen für nötig befunden, mit auf die Reise zu nehmen.“

„Eine Dame von Stand hält auf ihre Garderobe“, hatte Euse heute früh gemeint. „Das, das sollte sie sich ein zweites Mal von solch einem jungen Ding sagen lassen? Nimmermehr. — Und heute nachmittag fuhr sie nach der Stadt hinüber — sie hatte die Schwägerin bereits davon verständigt — und Euse sollte ihr helfen, sich zu modernisieren. Auf Geld sollte es ihr nicht ankommen, wenn es galt, den Stand zu vertreten . . .“

„Lieber Gott“, sie hob fast unmerklich die Achsel, „es mochte ja wahr sein, daß sie etwas hinter der Mode zurückgeblieben war — die sogenannte Reformkleidung war so sehr bequem. Aber die Euse hätte ihr das nicht so geradezu . . . Und da war sie noch dazu so töricht gewesen, dem tollen Ding zu willfahren und sich eine neue Frisur aufschwappen zu lassen . . .“
(Fortsetzung folgt.)

Frage nicht.

Frage nicht wie.

Irgendwie

Bei großer Tat

Daß ihn des Todes

Schneidende Mahd

Zu Boden gezwungen.

Ob er litt, ob er lange

gerungen?

Sei ruhig, sei stille.

Sein ganzer Wille

Ist mit ihm gewesen.

Frage nicht wo.

Irgendwo

Ruht er aus

Vom Schrecken der grauen

Geshosse

Vom Stampfen der Rösse,

Vom wütenden Kampf

gedraus.

Frage nicht mehr.

Von irgendwoher

Führen durch alle

Räume

Seine ewigen Träume

Zu dir.

J. S. Braach.

Der Nekrolog.

Von Siegfried Jacoby.

Professor Schuster, ein namhafter Sprachforscher, hatte die Gedichte eines mittelalterlichen Sängers entdeckt, übersetzt und erklärt. Ehrendoktor mehrerer Universitäten, lebte er doch in bescheidenen Verhältnissen. Er war 70 Jahre alt.

Sein Freund, Professor Müller, ein ehemaliger Lehrer der Naturkunde, noch zwei Jahre älter als er, war auch einmal berühmt gewesen, als er nämlich vor 30 Jahren eine angebliche Entdeckung des damals bedeutendsten Naturforschers als Irrtum nachgewiesen hatte. Jetzt freilich sprach man wenig von ihm. Auch seine Tage waren dürr.

Die beiden saßen jede Woche einmal in einem Café und blätterten in den ausliegenden Zeitungen, um, wie sie sagten, den Anschluß an die Zeit zu behalten.

Eines Tages lachte Schuster, der gerade ein Magazin las, auf. Er reichte das Heft dem Freund. Der fand als Ursache der Heiterkeit einen Aufsatz: Manche Zeitungen bielten Nekrologe auf Berühmtheiten vorrätig. Bei den z-Nachrichten hätte es eine peinliche Szene gegeben, als eine beehrte Berühmtheit auf die Redaktion kam und an der Wand den Nekrolog hängen sah, der bei ihrem Tod erscheinen sollte.

Auch Müller lachte. Er legte das Magazin beiseite, beschloß aber, einen Nekrolog auf Schuster zu schreiben und bereitzubehalten, bis Schuster stürbe. Er las in den älteren Fachzeitschriften etwas über das Verdienst des Freundes nach, ermittelte auch, ohne Schuster zu befehlen, seine Lebensdaten und schrieb einen netten kleinen Aufsatz mit der Überschrift: „Professor Joh. Schuster f.“ Mit großer Wärme, ohne eine Spur von Neid, rühmte er des Toten Verdienste.

Dem aber war auch der Gedanke gekommen, seine Einkünfte aufzufüllen, indem er des — einst — toten Müllers Verdienst ins rechte Licht setzte. Er arbeitete mit ähnlichen Hilfsmitteln wie Müller und verwahrte den Nekrolog, bis er ihn leider nötig hätte.

Wenn sie sich von nun an trafen und nach ihrem Befinden fraaten, hatten sie dabei ihre eigenen Gedanken. Sie

gönnten einander, lange zu leben, wünschten aber auch ihre Arbeit zu verwenden. Sie wurden 78, 80 und erspähten noch nicht die Absicht der Parze.

Beide dachten: „Wer wird der Gefeierte, wer der Feiernde sein?“ Schuster war eigentlich mit zwei Jahren im Vorteil. Doch war das Maß der Jahre zuverlässig? Alle, die sich kannten, die Jüngsten und die Ältesten, lebten in der Zeit so nahe, daß sie fast zusammen auftraten, wandelten und schieden — an den unendlichen Läufen vor ihnen und nach ihnen gemessen. Was gab bei zwei Jahren Unterschied den Ausschlag? Eine Laune, ein Kimmern der Allgewalt. Man wurde kaltblütig, auch gegen den eigenen Tod, und neugierig, indem man wartete. Fiel der Blick auf den Nekrolog, freuten sie sich. Jeder lebte und besah eine Anweisung, in die der Tod nur den Einlösungstag zu schreiben hatte.

Als Schuster 82 Jahre alt war, verließ er die Erde, seine letzten Genüsse und seinen einzigen Freund. Der hatte die Geistesgegenwart, den Auftrag: „Prof. Joh. Schuster“, sofort an die nächste große Zeitung zu senden. Sie druckte ihn und zahlte den Lohn. Müller hatte keine rechte Freude daran. Nach einigem Zaudern sandte er das Geld einer Altersstiftung. Dennoch blieb ein Darm in ihm zurück. Da baten ihn die Angehörigen, bei der Ordnung von Schusters Nachlaß zu helfen. Unter den Papieren fand er ein Schriftstück: „Professor Franz Müller“. Gerührt und doch lustig las er, was der gute Schuster da über den toten, noch munter atmennden Müller gefabelt hatte. Er vernichtete das Blatt. Endlich fand er Ruhe über den Nekrolog, den er dem Freund gewidmet hatte.

Der Sieger.

Von Heinz Scharf.

Man erkennt ihn auf hundert Schritte weit.

Stahlhart blinken seine Augen, wie alasterter Zuckerbäderübergang. Der Mann ist unbeugsam, und wenn alle Welt darüber zugrunde ginge. Für ihn gibt es nur eine Devise: Biegen oder brechen.

Ach Gott, das arme, kleine Frauchen an seiner Seite! Mit dem großen Ansehungs- und noch größeren Aufsehensbedürfnis im Busen. Wie soll es gegen eine solche Siegenatur zu Felde ziehen, wo von Haus aus bekannter-maßen nur der Mann etwas wert ist?

Manchmal ist es etwas launisch und ungezogen, das kleine Frauchen. Fast unartig ungezogen launisch. Und da explodiert es dann leicht. Mit einem Krach, der natürlich auf der Seite des starken Mannes so gut wie gar nicht einschlägt. Bei Gott, befehle er in solchen Augenblicken nicht seine Schiffstaunern, er müßte am Narrenfesseln seiner teuren Verbundenen wie ein Trübsinniger auf- und abklettern. So aber weicht er um keines Haares Breite von seiner kristallinen männlichen Einsicht und gebietet nur ein bündiges: Halt! Worauf das kleine erschrockene Frauchen noch einmal gegen den Riesen wütend aufstampft, dann sich aber bußt.

Der starke Mann, der weiß, woraus Weibes Größe wächst, läßt nun der kleinen bösen Sieben weiten Spielraum, sich zu demütigen. Da jedoch Demut der Mute letzter ist, wirft vorerst die Getrunkene den Kopf zurück und trokelt in weiblicher Ohnmacht. Zustament!

„Liebste“, sagt der starke Mann, „Eigensinn ist kein Gewinn! Erst mußt du dein Unrecht einsehen, dann will ich dir gern die Hand zur Versöhnung reichen!“ Aber wer nicht einsieht und das Mäulchen verzieht, ist das kleine Frauchen. Es denkt, das oberste Recht der Frau besteht in ungeschmälertem Unrecht auf das Unrecht dem Gatten gegenüber.

Für die offene Feldschlacht zu schwach, schreitet sie zäh zum Guerillakrieg. Sie verschauelt sich hinter die Kinder, sie hüllt sich bei Tisch in eifiges Schweigen, rührt keinen Bissen an, als könnte sie von der Luft leben — nur nicht von der, die der starke Mann augenblicklich für sie ist —, sie ist ganz Mater dolorosa. Im Schlaf gebraucht sie des öfteren die Worte „Ungeheuer“ und „Vorrann“, dann und wann rinnt ihr auch ein Tränlein die Wang' herab.

Das alles aber verändert nichts im Verhalten des unbeugsamen Mannes, er besteht auf der Einsicht der Frau, auf dem weiblichen Charakter: „Ja, ich habe Unrecht gehabt!“ Dann reicht er sofort die Hand zur Versöhnung. Doch dazu kann sich die tief Getrunkene nicht entschließen. Lieber duldet sie.

Und die Sonne lacht, und die Liebste lacht nicht, und der Himmel blaut, und die Wiese grünt, und der Bach murmelt; aber die Liebste blaut, grünt und murmelt nicht. Sie trägt ihren Trosttopf aufrecht, bis ... bis wieder einmal eine große Modenschau fällig ist.

Eine Frühlings-, Sommer-, Herbst- oder Wintermodenschau.

Da gibt es dann der Armen einen Riß mitten durch das Ders, und es tropfet Balsam daraus herfür, heilkräftiger, schnellwirkender Modenschau-Balsam.

Nun stürzt sie sich mit heroischer Überwindung über ihren Gemahl und flötet ihm ins Ohr: „Sei wieder gut, ich sehe mein Unrecht ein!“

Und der erstöte starke Mann zieht sie an sich, hält ihr noch eine kleine Standrede und läuft ihr noch am selbigen Tage eine prachtvolle Toilette — ein großmütiger Sieger.

Und bleibt es — für und für.

Und seine süße, kleine, lapriziöse Frau demütigt sich zu allen Jahreszeiten und trägt eine neue Toilette nach der anderen — für und für.

Starke Männer — empfehlenswerte Männer!

Der Katzenhimmel.

Von Siegfried von Begeack.

Es steht nun leider fest: Risse Mons, unser schöner roter Kater ist tot. Der März wurde sein Verhängnis. Und daß er ein Kater war, keine Katze. Und daß beim Nachbar eine schöne, schwarze Katze wohnt, kein Kater. Und daß der Nachbar eine Halle aufgestellt hatte, um den Fuchs zu fangen.

So kam es, daß Risse Mons auf seinen Liebesabenteuerwanderungen in die böse Halle geriet, die mit einem Schlag seinem Lebens- und Liebesdrang ein Ende setzte.

Damit wäre eigentlich auch die Geschichte von Risse Mons' traurigem Ausgange zu Ende, aber sie ist es nicht. Denn Isabel, der Risse Mons' Tod zwar sichtlich nahe gegangen ist, ertündigt sich doch mit aller nüchternen Sachlichkeit, was nun aus Risse Mons werden würde, wo wir ihn beerdigen, wie es mit seinem Seelenheil beschaffen sei, ob es einen Katzenhimmel gäbe und nach ähnlichen schwierigen Problemen.

„Wie es mit dem Katzenhimmel ist, weiß ich nicht genau“, antwortete ich ausweichend, „aber natürlich werden wir Risse Mons beerdigen“, und ich nehme feierlich die Schaufel und gehe zum Nachbar.

Der gute Obermeister zieht nach langem Suchen einen elenden, völlig zerschundenen und zerfetzten Katzenbald vom Dachboden herunter. Nur mühsam gelingt es mir, das schöne rote Fell von Risse Mons zu rekonstruieren.

„Ist das alles?“ frage ich erschüttelt.

„Das Abriß hat der Nischinger“, sagt Obermeister und legt den traurigen Rest von Risse Mons behutsam auf meine Schaufel.

„Der Nischinger?“

„Ja, der hat das Fell abgezogen, und dafür nimmt er sich das Fleisch. Er vergräbt es im Schnee, und nach zwei Wochen ist es gar, dann ist er es auf. Katzenfleisch mag er gern, und dieser Kater ist ganz fett gewesen!“

Obermeister schmunzelt und nimmt sich eine Zigarre.

Ich trage Risse Mons' Überrest melancholisch auf der Schaufel vor mir her, hole Isabel, Pappa und Greif, unsere beiden Wolfshunde, es ordnet sich ein kleiner Trauerzug, und wir gehen schweigend in den nahen Wald.

Hier grabe ich ein Loch in den tiefen Schnee — muß Isabel versprechen, sobald die Erde aufstaut, ein richtiges Grab zu schaufeln —, lege das Stückchen Fell hinein (Isabel hat es noch etwas gestreichelt), dann werfen wir grüne Tannenzweige darüber, ich schaufele Schnee darauf, und die Zeremonie ist beendet.

Auf dem Heimweg sagt Isabel: „Papa, jetzt weiß ich, daß Risse Mons eine Seele hat, und daß es einen Katzenhimmel gibt!“

Ich gehe etwas schneller, denn wir kommen gerade an Nischingers Haus vorbei. Hinter der niedrigen Fensterhelbe starrt uns Nischingers grau-grünes aufgedunsenes Gesicht an.

Isabel fährt strahlend fort: „Sahst du denn nicht, daß das nur das Fell war, was du begraben hast? Die Seele von Risse Mons ist im Himmel!“

Scherz und Spott

Böflichkeit. Nun, was sagt ein höflicher Junge zu einer Dame, die ihm fünf Pfennig gegeben hat, weil er ihr das Gepäc trug?“ fragt die alte Frau in verweisendem Ton den Burschen, der ihr den Koffer getragen. — „Ich bin zu höflich, um Ihnen das zu sagen“, erwidert der kleine Gentleman.

Vorsicht. Soll ich nach Ihrem Gepäc schiden?“ fragt die Hausfrau die neue Köchin. — „Dante schön“, erwidert diese, „ich lasse es immer die erste Woche auf dem Bahnhof.“

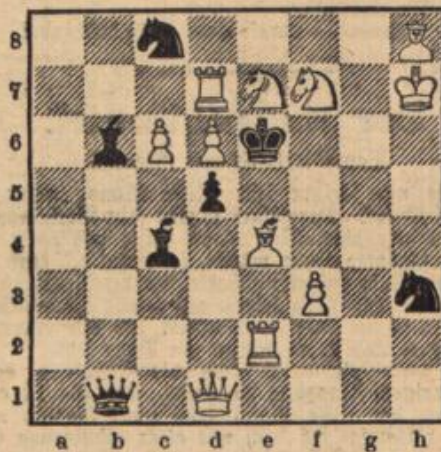


Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

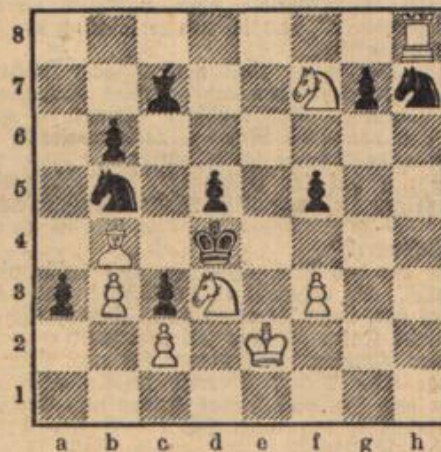
Problem-Turnier.

Nr. 112. Zweizüger.



Weiß: Kh7, Dd1, Td7, e2, Lc4, h8, Se7, f7, Bc6, d6, f3.
Schwarz: Ke8, Db1, Lb6, c4, Sc8, h3, Bd5.

Nr. 113. Dreizüger.



Weiß: Ke2, Th8, Lb4, Sd3, f7, Bb3, c2, f3.
Schwarz: Kd4, Le7, Sb5, h7, Ba3, b6, c3, d5, f5, g7.

Capablanca siegt über Nimzowitsch in der ersten Runde des New Yorker Turniers.

Capablanca, der stärkste Vertreter des konventionellen Klassizismus: ruhige, sichere Entwicklung, Vereinfachung der Stellung, Vermeidung positioneller Schwächen und Gefahren. Nimzowitsch der eigenartigste der Hypermodernen; gefühlsentfesselte Abweichung vom Üblichen. Zusammentreffen zweier selbstbewußter Gegensätze. Erwartung eines Niedergewesenen! Aber Enttäuschung: zwar keine schlechte Partie, aber auch keine einzigartige. Nimzowitsch ohne Unternehmung, ohne Wagnis. Capablanca bringt eine Neuerung an, eine unklassische. Austausch der Naturen! Nimzowitsch verleugnet seine Stärke und wird schwach, Capablanca kann auch anders stark sein. Seine Anpassungsfähigkeit ist unübertrefflich, daher seine Unüberwindlichkeit.

Weiß: Nimzowitsch, Schwarz: Capablanca.

1. c4—Sf6, 2. Sf3—e6, 3. d4—d5, 4. e3—Le7, 5. Sd2. Ein moderner Zug, der einzige in der Eröffnung dieser Partie. 5. ... 0—0, 6. Ld3—c5, 7. dxc5. 7. b3 nebst Lb2 scheint nachhaltiger. 7. ... Sa6. Um den weißen Läufer von d3 zu verdrängen und das Feld e4! zu beherrschen. 8. 0—0—Sxc5, 9. Le2—b6, 10. cxd5. Nimzowitsch vereinfacht zu viel. Auch hier kam b3 in Betracht.

10. ... Sxc5, 11. Sb3—Lb7, 12. Sxc5—Lxc5, 13. Da4—Df6, 14. La6. Weiß will weiter vereinfachen, übersieht aber, daß Schwarz, der bereits besser entwickelt ist, mit seinen wenigen Figuren das Feld beherrscht. Er hätte die schwarze Dame von f6 verdrängen sollen und zwar durch Dh4, z. B. 14. Dh4—Dxh4, 15. Sxh4. Diese Vereinfachung hätte das weiße Spiel gefördert. 14. ... Lxa6, 15. Dxa6—Sb4, 16. De2—Td8, 17. a3—Sd3, 18. Se1—Sxe1, 19. Txe1—Tc8, 20. Tbl—De5, 21. g3—Dd5, 22. b4—Lf8, 23. Lb2—Da2. Jetzt geht der Kampf um die 2. Reihe. 24. Tal. Weiß will seinen Läufer beweglich machen. 24. ... Db3, 25. Ld4. Weiß unterbricht die Linie des Td8, Schwarz kann sie aber durch e5 öffnen. Jetzt war 25. Tc1 geboten. 25. ... Tc2, 26. Da6. Merkwürdig! Nimzowitsch ist so stolz darauf, in seinem System den Grundsatz der Beherrschung der 7. bez. 2. Reihe aufgestellt zu haben (übrigens keine neue Entdeckung!) und hier gibt er den Schutz des Punktes f2 auf. 26. ... e5!, 27. Lxc5—Td2, 28. Db7—Tx f2, 29. g4—De6, 30. Lg3—Txh2, 31. Df3—Tg2+, 32. Dxc2—Txg2, 33. Kxc2—Dxc4, 34. Td1—h5, 35. Td4—Dg5, 36. Kh2—a5, 37. Te2—axb4, 38. axb4—Le7, 39. Te4—Lf6, 40. Tf2—Dd5, 41. Te8+, Weiß gibt auf. Anmerkungen von Willy Koslowski.

Wiesbadener Kurhaus-Geschichten. Lange vor Nimzowitsch lehrte der verstorbene Großmeister Schottländer, daß man bestrebt sein müsse, sich durch Besetzung der feindlichen Bauernreihe einen großen Positionsvorteil zu beschaffen. Da dieser Meister von Jugend auf fast vollständig gelähmt war, konnte er seine Gliedmaßen nur schwer gebrauchen. Bei seinen alljährlichen hiesigen Besuchen kam es daher häufig vor, daß er beim Spiel die Figuren verschob oder sie vom Brett herunterwarf. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er zu sagen: „Alles, was ich herunterwerfe, gebe ich vor.“

Rätsel

Besuchskartenrätsel.

T. S. de Girumano
Kremmen

Was ist der Herr?

Magisches Quadrat.

A	D	E	E	E
E	E	E	E	E
F	F	G	G	J
J	L	L	M	N
N	O	R	S	S

Die Buchstaben in dem Quadrat sind so umzustellen, daß die wagrechten Reihen Wörter ergeben, welche bedeuten: 1. Werkzeug, 2. weiblicher Name, 3. Singvogel, 4. Teil des Rades, 5. Himmelskörper. — Die beiden Diagonalen benennen dann eine Südfrucht und einen Kleiderstoff.

Kopfwechselrätsel.

Mit R treibt's auf die Weide man,
Mit K fängt's Menschenleben an,
Mit W braust's über Berg und Tal,
Nun lieber Leser rate mal.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 54.

Bilderrätsel: Morgenstunde hat Gold im Munde. — Umstellrätsel: Geier, Eisen, Rasen, Talma, Regal, Urban, Dame, Eifel, Dorf, Elise, Rebe, Lade, Enten, Gertrud Ederle. — Homonym: Born, Dorn, Horn, Korn, Zorn.

Richtige Lösungen sandten ein: Eugen Chasanowsky, Marga de Fathols, Otto Imme, Margot Keiser, Heima Kunz, Mariechen Menh, A. Reichert, Hans Weber, Tony Weygandt, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler, Hanny Reichard, Mariechen Seiglen u. Lieselotte Soidel aus Sonnenberg; Karl Schlicht aus Biebrich; Alu Ochs aus Erbenheim; Karl-Heinz Becker, Hans-Joachim Becker aus Eitville a. Rh.; Otto Prückel aus Hahn i. T.; Hans Kugelstadt aus Breithardt.